

man angegriffen, nur nicht die Reinheit Seines überirdischen Wandels.

Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal gesagt: „Die größte Schwäche des Menschen zeigt sich darin, daß er für die, welche er liebt, in der Regel so wenig thun kann“. — Auch hier wieder eine bewunderungswürdige Ausnahme: Jesus tritt auf mit der bestimmten Zusicherung, Alle, die Er liebt, zu heilen, zu trösten, zu retten, zu beglücken! Kommt (spricht Er) alle zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid, und Ich will euch erquicken, . . . und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele“ (Matth. 11). Ach, lieber Leser, solche glückverheißende Worte würden wir nicht einmal an einen Vater, an einen Freund, an unsere Kinder zu richten wagen, — und Er richtet sie an die ganze Welt! Sehnsucht nach Glück, Sehnsucht nach Trost, Sehnsucht nach Heiligkeit, Sehnsucht nach Frieden, — siehe! Jesus macht keinen Unterschied; Seine Liebe will alle Träume verwirklichen und kann sie verwirklichen: „Euer Herz (sagt Er) betrübe sich nicht! Den Frieden hinterlasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch; nicht wie die Welt ihn giebt, gebe Ich ihn euch“. (Joh. 14). — Und nicht nur Frieden, sondern auch Freude: „Euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird kein Mensch von euch nehmen, ja, selbst eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden“.

Wie glücklich, lieber Leser, wer denen, die er liebt, etwas mehr bieten kann, als ohnmächtige Wünsche und unfruchtbare Thränen! Aber welche Größe setzt eine solche Sprache voraus, wie Jesus, der gute Hirt, sie hier führt! Wir begrüßen diese Sprache als den Ausdruck eines Herzens, zwar menschlich, aber einzig, — denn die Gottheit strahlt ganz unverkennbar hindurch.

Die Menschheit hat wohl hie und da außerordentliche Wesen hervorgebracht; aber kein einziges hält von fern einen Vergleich aus mit Jesus von Nazareth. In Ihm sind die Vorzüge und Kräfte, die wir sonst im einzelnen zu bewundern pflegen, allesamt in so vollkommener Weise vereinigt, daß, wer das Leben Jesu aufmerksam betrachtet, sich unmöglich etwas Größeres denken kann.

Wie eine Flasche entsteht.

Von Eberhard Bedekindt.

An Dingen, welche sich stets von neuem unseren Augen darbieten oder ununterbrochen in unserem Gebrauch stehen, pflegt man achtlos vorüberzugehen, mag die Geschichte des betreffenden Gegenstandes oder die Technik seiner Herstellung auch noch so viel des Interessanten bieten. Giebt es zum Beispiel einen alltäglicheren Gegenstand als eine Flasche, die man heute, sobald ihr Inhalt aufgebraucht ist, kaum noch für wertvoller ansieht, als einen nichtsnutzigen Karton mit einem in schreienden Farben ausgeführten Buntdruck? Wenn wir heute beinahe froh sind, daß der in den Höfen mit heiserer Stimme rufende Lumpensammler uns von Zeit zu Zeit von dem Flaschenkram befreit, der sich immer aufs neue wieder anhäuft, wenn die üblichen Bierflaschen mit Patentverschluß zum Schrecken der Brauereien im Haushalt zur Aufbewahrung der unmöglichsten Dinge verwendet und sogar fahrlässig zertrümmert werden, so liegt das eben an der Alltäglichkeit des Gegenstandes.

Die anscheinend so nichtsagende Flasche vermag uns aber in Wahrheit doch recht viel des Interessanten zu sagen. Die Erinnerung an ihre Erfindung führt uns in die frühesten Jugendzeiten des Menschengeschlechts zurück, für welches es einen der wichtigsten Kulturfortschritte bedeutete, als es lernte, sich zuerst aus Ton, dann aus Glasflüssen Gefäße zu formen, die es von der Notwendigkeit befreiten, wie das Tier aus dem Innfall und der Pflanze seinen Durst zu stillen. Aber auch

die Technik der heutigen Flaschenfabrikation im Großen bietet so viel packende und originelle Bilder, daß es sich wohl verlohnt, einmal ein Stündchen durch eine moderne Flaschenfabrik zu wandern.

Für die überwiegende Mehrheit der Flaschen ist das Rohmaterial das Glas und deshalb ist die Beschreibung der Flaschenfabrikation von derjenigen des Glases kaum zu trennen. Zu den wichtigsten Bauteilen einer großen Flaschenfabrik gehört daher auch das sogenannte „Gemengehaus“, in welchem jene Stoffe hergerichtet werden, aus denen die Glasflüssigkeit zusammengeschnitten wird. Bei der heutigen Konkurrenz kann eine Flaschenfabrik nur dann bestehen, wenn sie diese Rohmaterialien in entsprechender Güte bequem und billig aus der Nähe bezieht. Darum werden moderne Glashütten und Flaschenfabriken am besten dort angelegt, wo sich Sandgruben befinden, aus denen man einen reinen, möglichst eisenfreien Sand auf einem Schmelzpfanne nach der Fabrik schaffen kann, da dieser als Träger der Kieselsäure der unentbehrlichste Bestandteil ist. Befindet sich auch ein Kalkstein- oder Mergellager oder ein Warmorbruch in der Nähe, so ist das um so besser; denn dann hat man auch den zweiten Bestandteil des Flaschenglases, den Kalk, billig zur Hand. Nun braucht man noch irgend eine zweite, sogenannte basische Verbindung Kali, Soda, Glaubersalz, allenfalls auch Kochsalz und endlich die sogenannten Zuschläge, welche das Schmelzen erleichtern, wie Vorzähre, Braumstein, Eisenstein, Flußspat und dergleichen mehr.

Die vorstehende Aufzählung der zum Flaschenglas erforderlichen Rohmaterialien macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; jedes einzelne läßt sich vielmehr durch andere chemisch nahe verwandte Stoffe ersetzen, und so kann z. B. an Stelle des Sandes auch Feuerstein, Quarz und Bergkristall treten, welche besonders wertvolle Glasflüsse geben. Glas ist nämlich durchaus keine chemische feste Verbindung, für welche eine unverrückbare Formel gilt, sondern ein inniges mechanisches Gemenge, gewissermaßen eine Lösung der verschiedensten, unter einander verträglichen Stoffe, deren Eigentümlichkeit darin besteht, beim Zusammenschmelzen eine gestaltlose und nachlässige, in Wasser unlösliche Mischung zu geben. Darum können Flaschengläser auch sehr verschiedenartige Dinge sein, für die je nach den speziellen Zwecken nach den Grundfähen der Chemie vom Glastechniker die verschiedensten Rezepte aufgestellt werden.

Die Fabrikation beginnt im Gemengehause damit, daß die kiesel-säurehaltigen, durch Glimmer und Abschrecken in Wasser mirbe gemachten Mineralien, die kleingemahlen sind, mit den übrigen, ebenfalls gemahlten Stoffen gemischt werden. Früher geschah dieses ausschließlich durch Handarbeit; heute dagegen hat man zu diesem Zwecke in großen Fabriken automatisch arbeitende Meß- und Mischmaschinen, welche viel zuverlässiger funktionieren, als die menschliche Arbeitskraft. Das Gemenge kommt nun, nachdem noch Entfärbungs- oder Färbemittel zugefügt worden sind, in die in dem Schmelzofen befindlichen Glashäfen, d. s. aus schwer schmelzbarem Thon und harter Chamotte konstruierte, oben offene Wannen von rundem oder elliptischen Querschnitt, die sich nach unten zu verjüngen und bis zu 3000 Kilo Glas fassen und in welche als unterste Schicht eine Portion Glasscherben im ungefähren Gewicht von ein Drittel bis ein Viertel der gesamten Schmelzmasse kommt. Moderne Glashäfen sind auf andauernden Betrieb eingerichtet, welcher es gestattet, daß die Glasarbeiter aus dem vorderen Teil der Wanne fortwährend gebrauchsfertige Glasflüssigkeiten entnehmen können, während hinten der Ofen mit neuem Schmelzmaterial beschickt und das durch glühende Gase von rund 1000 Grad Hitze zum Schmelzen gebracht wird. Eine nähere Beschreibung dieser Vorrichtung wäre ohne zeichnerische Darstellung wertlos, und es genügt die Mitteilung, daß die beiden Hälften der

Wanne meistens durch eine vielfach durchbohrte Chamottewand von einander getrennt sind, so daß die aus der rückwärtigen Hälfte nach vorn fließenden Glasmassen sich beim Hindurchtreten durch die Löcher innig vermischen müssen. Außerdem schimmt in der vorderen Hälfte auf der Glasmasse noch ein Chamotterring, das sogenannte Schiffchen, in dessen Innern das Glas leicht von Verunreinigungen, der Glasgalle, freizuhalten ist, auch wenn hinten immer neues Rohmaterial nachgeschüttet wird. Neuerdings baut man statt zahlreicher kleiner Wannen, die man in den Schmelzöfen auf Sandsteinbänke stellt, Riesenwannen, welche mit einer besonders genau wirkenden Mischvorrichtung versehen sind und bis zu 3000 Centner Glasfluß fassen können. Aus diesen Bassins schöpft der Arbeiter das flüssige, allmählich bis auf 700 Grad Celsius abgekühlte Glas mit der Pseife. Dieses wichtigste Instrument der Glasfabrikation ist eine eiserne Röhre von etwa 1/2 Meter Länge und 1 Centimeter lichter Weite, die oben und unten mit Knöpfen versehen ist, von denen der obere als Mundstück für den Arbeiter dienende mit einer hölzernen Hülle bekleidet ist, damit jener nicht in Verührung mit dem heißen Eisen kommt. Mit dieser Pseife holt nun der Arbeiter aus der zähflüssigen Masse durch Eintauchen und mehrmaliges Drehen um die Achse die erforderliche Glasmenge heraus. Er begiebt sich mit derselben zu seinem Kühltrog, der einen breiten, flachen Rand, die sogenannte Marbelplatte trägt, und verteilt auf dieser die Glasmenge durch fortwährendes Drehen der Pseife derart, daß sich der größte Teil vor dem Pfeifenknopfe befindet. Nunmehr erwärmt er die immer zäher gewordene Glasmasse wieder an und bläst, während er die Pseife hin- und herschwenkt, in dieselbe hinein, wodurch die Glasmasse eine längliche Gestalt und die erste Hohlung erhält. Hieran erfolgt eine nochmalige Anwärmung; der Arbeiter bringt die Pseife in senkrechte Stellung, wodurch sich die Holzform weiter verlängert, und wenn er nun unter beständigem Drehen der Pseife mit Macht hineinbläst, während er die Glasmasse in eine eiserne oder thönerne Flaschenform verfenkt, wird die Flasche binnen wenigen Sekunden bis auf das besonders herauszuarbeitende Mundstück fertig. Auf einen Druck, den der Arbeiter mit dem Fuß auf einen Hebel ausübt, öffnen sich die beiden Hälften der Flaschenform, um die Flasche herauszugeben, deren Boden sofort durch ein stumpfes Stück Eisen nach innen eingedrückt wird und an welchem mit einer geringen Menge flüssigen Glases das sogenannte Hefteisen angeschmolzen wird. Durch einen leichten Schlag und einen Tropfen Wasser wird die Flasche von der Pseife abgeprengt und mit dem Hefteisen durch das Schafloch des Ofens in diesen gehalten und rund abgeschmolzen; dann wird mit einem besonderen Instrument, dem Fadeneisen, ein dicker Faden zähflüssigen Glases um den Flaschenmund gelegt, um die übliche Wulstung zu bilden. Die Flasche braucht dann nur noch vom Hefteisen getrennt zu werden und ist nun so weit fertig, um in den Kühltrofen zu wandern.

Ohne diese wäre kein gläserner Gegenstand zum menschlichen Gebrauch geeignet; denn wenn Glas an der normal warmen oder kalten Luft abkühlt, ist es eine so spröde Substanz, daß es bei dem geringsten Anstoß in tausend Trümmer zerplittert. Nur bei langsamer Kühlung vollzieht sich die Erstarrung so gleichmäßig, daß die Flasche später auch etwas aushalten kann, und aus diesem Grunde kommen die noch rotglühenden Flaschen auf eisernen Wagen in die Kühltrofen, deren Temperatur anfangs bis nahe an die des erweichenden Glases heranreicht, und langsam und gleichmäßig sinkt, bis man den sorgfältig verschlossenen Ofen nach ein oder zwei Tagen vorsichtig öffnen darf.

Flaschen, welche zur Aufnahme von kohlensäurehaltigen Getränken bestimmt sind, werden dann in besonderen Apparaten noch auf ihre Druckfestigkeit erprobt. Dies gehört je-

doch, streng genommen, ebensowenig zur eigentlichen Fabrikation, wie die Art der Verpackung und des Versandes und kann daher übergangen werden. Wohl aber muß hervorgehoben werden, daß die oben dargestellte Formgebung nur in den seit langem feststehenden Grundzügen geschildert worden ist. Die Thätigkeit eines Glasbläfers ist eine ungemein anstrengende, oft geradezu mörderische und gehört zu den Berufsarten, bei denen die Tuberkulose massenhafte Opfer fordert. Man hat daher das oftmalige Blasen zu beschränken versucht und allerhand Formungsmaschinen zu diesem Zwecke konstruiert, ohne jedoch auf die Bläserlei durch Menschenlungen gänzlich verzichten zu können. Radikale Abhilfe würde nur die Einführung von Flaschenblasmaschinen herbeiführen, welche sämtliche Manipulationen des Bläfers ausführen und bereits konstruiert wurden. Diese Einführung, die vielleicht schon in einer nahen Zukunft möglich ist, und wie ein Damoklesschwert über der ganzen Arbeiterklasse hängt, könnte man aber nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten, weil sie mit einem Schlage mindestens 3000 auf diesen speziellen Beruf eingedrückte Arbeiter brotlos machen würde, die nicht so leicht anderweitig unterkommen könnten.

Dagegen hat sich die deutsche und österreichische Flaschenfabrikation in weitestem Maße alle sonstigen ökonomischen Vorteile der Neuzeit zu Nuge zu machen gewußt.

Chemals lagen die Flaschenfabriken wie überhaupt die Glashütten meistens in der Mitte weiter Forsten: denn nur mit Holz konnte man das unentbehrliche ruhfreie Feuer herstellen. Solche Hütten findet man noch vielfach in Waldgebirgen in romantischer Umgebung, und wer die berühmte Josephinenhütte oder Harrachsdorf auf der böhmischen Seite des Riesengebirges oder eine der schön gelegenen Glashütten Thüringens und Bayerns besucht hat, wird in seiner Erinnerung ein anmutiges, unvergeßliches Bild mit nach Hause genommen haben. Alle diese Anstalten sind aber, soweit sie mit Holz betrieben werden, die gefährlichsten Forstverderber, weil sie das Holz in ungeheuren Mengen fressen. Schon Regiomontanus suchte dieser Waldverwüstung in Hessen zu steuern, dann gelang es, die Gichtgase der Hochöfen der Fabrikation dienstbar zu machen. Der wertvollste Fortschritt war jedoch die Erfindung der Regenerativöfen durch Friedrich Siemens, der die schon oft versuchte Feuerung mit Gas erst wirklich brauchbar machte und auch so ökonomisch gestaltete, daß die Feuerungskosten heute nur noch einen kleinen Bruchteil der ehemaligen betragen.

Von der Leistungsfähigkeit einer modernen Flaschenfabrik erhält man einen anschaulichen Begriff, wenn man hört, daß 60 Arbeiter welche natürlich schichtweise arbeiten, meistens in zwei, oder drei Schichten, innerhalb 24 Stunden 30 000 Flaschen blasen können. Daß die Flaschenfabrikation aber auch in der Ökonomie des Volkes eine Rolle spielt, geht aus den Ziffern des Außenhandels hervor, aus denen wir erfahren, daß Deutschland allein an Flaschenfabrikaten jährlich im Durchschnitt für 17 Millionen Mark an das Ausland verkauft, wofür es allerdings auch wieder um mehr als 8 Millionen Mark pro Jahr — zumeist Luxusgläser und Tafelglas — vom Auslande bezieht.

Bei einer ordinären Bier-, Wein- oder Sauerbrunnenflasche kommt es auf geringe Schwankungen in der chemischen Zusammensetzung nicht an. Höchste Genauigkeit wird aber zur Pflicht, sobald es sich um Spezialgläser zu wissenschaftlichen und technischen Zwecken handelt. Bei solchen Aufgaben wird die Glasfabrikation selbst zu der denkbar exaktesten Wissenschaft. Deutschland nimmt hier unbestritten den ersten Rang ein; denn das „glastechnische Laboratorium in Jena“ ist die hohe Schule der Glasfabrikation, zu der die Gelehrten aus allen Ländern pilgern. Nach jahrelanger Arbeit und tausendfältigen

Versuchen gelang hier die Herstellung des Jeneser Normalglases, welches das denkbar beste Produkt der Gegenwart ist und von dem hier vielleicht bei einer anderen Gelegenheit einmal ausführlicher die Rede sein wird.

Die Kaiser Friedrich-Münze.

Kriminalgeschichte von Friedrich Thieme.

Im Honoratioren-Stübchen des Hotels „Goldener Adler“ gab es eine lebhafteste Debatte. In Berlin war ein aufsehenerregender Mord vorgekommen, und trotz aller Bemühungen war es der Polizei bis jetzt nicht gelungen, den Mörder zu entdecken. Die Anwesenden knüpften an diese Thatsache die verschiedenartigsten Meinungen, ein Teil nahm für, der andere gegen die Polizei Partei und einer der Herren, der Fabrikant Welsch, stellte das Axiom auf, jedes Verbrechen biete auch in sich selbst die Handhaben, welche zur Entdeckung seines Urhebers führen müßten.

Der Oberstaatsanwalt a. D. Möller, der sich bisher nur mit wenigen Worten an der Konversation beteiligt hatte, ließ hier ein lautes „Nein, nein“ vernehmen, und als die übrigen Stammgäste ihn, in Erwartung einer näheren Begründung anblickten, erklärte er kopfschüttelnd:

„Meine Herren, wenn Sie zu einer solchen Annahme, wie Freund Welsch gelangen, so stellen Sie an den menschlichen Scharfsinn zu weitgehende Ansprüche. Die Polizei ist eine menschliche Institution, ihre Mitglieder sind sterbliche Wesen, und Sie alle kennen ja das alte Wort: *errare humanum est!* Ich leugne nicht, daß einem intelligenten, mit logischer Denkkraft ausgestatteten, in der analytischen Methode wohl bewanderten Kriminalisten oder Juristen oft die Lösung der verwickeltesten Fragen gelingt, es giebt jedoch auch Fälle — und ich entsinne mich deren mehrere aus meiner Praxis —, in welchen der menschliche Scharfsinn absolut nicht in Thätigkeit zu treten vermag und wo nur der Zufall, der plumpe, unwägbarere Zufall die Wahrheit an den Tag bringen kann. Es kommt vor, daß die vorhandenen Verdachtsmomente einen Angeklagten derart belasten, daß das Gericht nicht anders kann, als ihn schuldig sprechen, denn das Leugnen der Schuld durch den Angeklagten allein ist nicht ausreichend, ihn zu entlasten. Fast alle Schuldigen leugnen, die Richter vermögen nur selten zu unterscheiden, ob Wahrheit oder Verstellung aus dem beharrlich jede Verschuldung in Abrede stellenden Inquisiten spricht. Wie wären sonst die zahlreichen Verurteilungen Unschuldiger zu erklären und zu entschuldigen? Wenn Sie Lust haben, mich anzuhören, will ich Ihnen einen der letzten Fälle aus meiner amtlichen Praxis erzählen, in welchem nur der Zufall imstande war, die Angeklagte, ein armes Dienstmädchen, vor dem Gefängnis zu bewahren.“

„Erzählen Sie, erzählen Sie,“ rief es von allen Seiten, und der Oberstaatsanwalt, während er bedächtig den Rauch seiner Cigarre in die bereits stark verdichtete Luft des Zimmers hineinstieß, kam bereitwillig dem Wunsche nach.

„Sie alle,“ begann er in seiner langsamen Art, „haben den vor etwa zwei Jahren verstorbenen Malermeister Ecklich gekannt? Er war ein wohlhabender, vielbeschäftigter Gewerbetreibender, und ein leidenschaftlicher Sammler von Münzen.“

Es war nun gerade in der Zeit, da Kaiser Friedrich seine kurze Regierungszeit angetreten hatte. Die ersten Münzen mit seinem Bildnis waren herausgegeben, alles haschte nach ihnen und viele erzielten beim Verkauf ein hohes Agio. Zufällig hatte nun Ecklich mit anderem Gelde zwei Kaiser Friedrich-Münzen erhalten, beide schon von weitem erkenntlich an ihrem neuen, glänzenden Silbergewand, und hoch erfreut legte er beide, da er gerade beschäftigt war — es geschah das an einem Sonnabend Nachmittags — in

seinem kleinen Komptoir die Löhne für seine zahlreichen Gehilfen abzugählen, auf eine der Rollen obenauf, um sie nach Beendigung seiner Arbeit in einem besonderen Kasten zu verschließen.

Vor er indessen seine Thätigkeit beendet, wurde er durch seine Frau abgerufen. Ein vornehmer Kunde wünschte bei ihm persönlich eine Bestellung zu machen, er begab sich zu diesem hinüber in die sogenannte „gute Stube“, wohin die Frau Malermeister ihn geführt hatte, und konferierte wohl eine Stunde angelegentlich mit dem Besucher. Als er dann in sein Komptoir zurückkehrte und sein Geld vorsorglich nachzählte, fehlte eine Rolle mit fünfzehn Zweimark-Stücken und zwar gerade die, deren Abschluß die beiden ihm so wertvollen Kaiser Friedrich-Münzen gebildet hatten.

Erschrocken zählte er noch einmal und noch einmal, er suchte und suchte — das Geld blieb verschwunden. Nun ging er hinaus, um zu forschen, ob jemand während seiner Abwesenheit das Komptoir betreten habe. Ein Fremder konnte das nicht sein, denn das kleine, kaum zwei Meter breite und drei Meter lange Gelaß bildete eigentlich nur den Alkoven der Wohnstube; wer es betreten wollte, mußte durch die Wohnstube hindurch. In letzterer aber befanden sich gerade die Kinder des Meisters, sein 10jähriger Sohn Hans und seine 8jährige Tochter Bertha. Das einzige Fenster des Bureaus öffnete sich nach dem Garten, und wenn es auch, wie im Frühling erklärlich, offen stand, so war doch von dieser Seite an eine Invasion nicht zu denken. Im Garten befand sich niemand, und ein fremder Spionhube hätte sich wohl auch nicht mit einer der Rollen begnügt, sondern eingestrichen, was er eben in der Eile einstreichen konnte.

Der Meister wandte sich zuerst an seine Kinder: „Waret Ihr im Komptoir, während ich draußen war?“

„Nein, Vater.“

„Sagt die Wahrheit. Hans, warst Du dräuben?“

„Nein, wirklich nicht.“

„Du auch nicht, Bertha?“

„Nein.“

„Mir hat jemand dräuben Geld weggenommen, viel Geld — habt Ihr es vielleicht genommen, um damit zu spielen?“

Beide Kinder behaupteten, durch seine Festigkeit erschreckt, unter Thränen ihre Unschuld.

„Ist jemand anders hineingegangen?“

Sie dachten nach.

„Nur Pauline“, erwiderte Hans.

Pauline war das Dienstmädchen. Sofort stürzte der Meister nach der Küche.

„Pauline, mir ist Geld entwendet worden,“ rief er erregt. Waren Sie im Komptoir?“

Das Mädchen wurde blaß und verneinte.

„Sie sind doch drin gewesen — Hans hat Sie gesehen. Was hatten Sie drin zu thun?“

„Ich — ich wollte nur die Gutsbüste herausholen“, stammelte das Mädchen ängstlich.

„Sie waren also doch darin — warum leugneten Sie erst? Sie haben das Geld genommen, gestehen Sie nur!“

„Ich habe nichts genommen,“ heulte Pauline.

„Wenn Sie gestehen, soll Ihnen nichts geschehen; nicht wahr, Sie haben das Geld? Geben Sie es her, und es ist gut.“

Pauline beteuerte schluchzend, sie habe es nicht.

„Wenn Sie nicht gestehen, schicke ich zur Polizei!“

Das Dienstmädchen schrie laut auf, blieb aber bei seiner Angabe. Der Meister rief nun seine Frau, welche das Mädchen durchsuchen mußte. Es wurde nichts bei ihr gefunden.

„Kommen Sie einmal mit in Ihre Kammer, schließen Sie Ihren Koffer auf.“

Weinend gehorchte Pauline. Die Eheleute durchsuchten den Koffer sorgfältig, aber das

Gesichte entdeckten sie nicht. Ecllich sah sich nun weiter in der Kammer um, er suchte im und unter dem Bett, in den Kleidern, kurz überall, wo sich nur eine Gelegenheit zum Verstecken bot. Schon wollte er seine Veruche als fruchtlos einstellen, als plötzlich, beim hastigen und ärgerlichen Herumzerren der an der Wand aufgehängten Kleidungsstücke, der Sonntagshut Paulines, auf den er sein Augenmerk gar nicht gerichtet, herunterfiel und bei seinem Fall eine Anzahl Geldstücke um sich her verstreute, die klirrend umherrollten.

„Halt — da haben wir es ja!“ rief triumphierend der Maler, indem er sich nach dem Gelde bückte, die er in der That sämtlich, bis auf das eine Kaiser Friedrich-Zweimarkstück, an dessen Stelle ein anderes gewöhnliches getreten war, in die Hände bekam. Pauline stand wie eine Bildsäule, mit großen, starren Augen und leichenblauen Wangen — erst als Ecllich und seine Frau zornig auf das Mädchen einschrien, löste sich der Baum, sie hub von neuem zu schluchzen an, bei Gott und ihrem Heiland schwörend, sie habe nichts gehohlen.

„Woher wäre denn dann das Geld, Sie eigensinnige, veritockte Person!“ brüllte der Meister sie an.

„Das? Das habe ich mir nach und nach gespart.“

„Und Sie bewahren es in Ihrem Hute auf?“

„Ich hatte es erst von der Sparkasse mitgebracht, weil ich es meiner Mutter schenken wollte. Da ich nicht gleich Zeit hatte, es in meinen Koffer einzuschließen, so legte ich es einstweilen dorthin.“

Das war eine so handgreifliche Lüge, daß der Maler die Geduld verlor. Die Summe stimmte ja vollständig, nur die eine Kaiser Friedrich-Münze fehlte; doch war diesem Umstand kein besonderer Wert beizumessen. Pauline war inzwischen ausgewiesen, sie konnte das Zweimarkstück, das ihr durch sein glänzendes Neuzug so verräterisch erschien, leicht entfernt oder umgetauscht haben, das zweite hatte sie wahrscheinlich in der Eile nicht bemerkt. Ecllich sandte daher einen Lehrling mit dem Auftrage fort, einen Polizeibeamten herbeizuholen.

„D, nur das nicht, nur das nicht,“ jammerte das Mädchen.

„Wollen Sie gestehen? Wenn Sie es nicht thun, lasse ich Sie sofort einsperren!“

„Ja, ich will es gestehen!“ schrie Pauline.

„Sie haben das Geld genommen?“

„Ja.“

„Wo haben Sie das andere neue Zweimarkstück hingethan?“

„Ich weiß es nicht.“

„Lügen Sie nicht wieder — haben Sie es gewechselt?“

„Ja.“

Der Meister beratschlagte mit seiner Frau, was zu thun sei. Nach längerer Ueberlegung kam er zu dem Resultat, den Diebstahl doch lieber zur Anzeige zu bringen. Die Summe erschien ihm zu erheblich und die Handlungsweise der Dienerin zu gemein, als daß er seine Gutmütigkeit über seine Vernunft hätte Sieger bleiben lassen. Das Mädchen wurde abgeführt. Bei der Vernehmung vor dem Polizei-Kommissar widerrief es sein Geständnis. Es sagte, es habe nur aus Angst vor der Polizei die That zugegeben. Alle Vorstellungen, alle Drohungen fruchteten nichts. Pauline erklärte nicht zu wissen, wie das Geld in ihren Sonntagshut gekommen sei.

Man brachte die Unglückliche in das Untersuchungs-Gefängnis, ich selbst habe sie verhört und ich war fest von ihrer Schuld überzeugt. Sie allein war in dem Komptoir gewesen, man hatte die gestohlene Summe bei ihr in einem Versteck, wie es Spitzbuben in der Verlegenheit häufig erwählen, vorgefunden, sie hatte erst gelehnet, überhaupt in dem Gemach gewesen zu sein, dann eine falsche Bezugsquelle des Geldes angegeben und zuletzt ein Geständ-

nis abgelegt. Dazu kam, daß sie, wie sich ergab, bereits wegen Diebstahl vorbestraft war. Freilich war sie damals noch sehr jung gewesen, kaum 14 Jahre, und das Objekt war ein sehr unbedeutendes, eine schwarz-weiß-rote Schärpe. Der Richter hatte die That mit einem Verweis für gesühnt erachtet. Jedemfalls bewies das Vorkommnis aber doch das Vorhandensein unehrllicher Regungen. Sie blieb in Haft und sah ihrer Aburteilung — und sicherlich auch Beurteilung — vor dem Gericht entgegen.

Das Mädchen befand sich bereits gegen fünf Wochen in Untersuchungshaft, als eines Abends Meister Ecllich mit seiner Familie, einem Lehrling und zwei bei ihm im Hause wohnhaften Gehilfen beim Abendbrot saß. Der Meister war gerade gut aufgelegt, er hatte eine größere Summe ausgezahlt erhalten und traktirte deshalb seine Tischgenossen mit Bier. Nachdem das Mahl beendet war, schickte er den Lehrling fort, um noch ein Glas Bier für ihn zu holen. Schon hatte der Junge mit dem Krüge die Thür erreicht, als einer der Gehilfen, ein junger Mensch von 18 Jahren aufsprang, ihm nachließ und ihn beauftragte, auch für ihn noch ein Seidel mitzubringen. Dabei drückte er ihm ein Geldstück in die Hand, mit dem Ersuchen, es wechseln zu lassen.

Nach etwa zehn Minuten kehrte der Lehrling mit gefülltem Krüge und einem Glase zurück. Zudem er letzteres dem Gehilfen reichte, legte er zugleich ein funkelndes neues Zweimarkstück vor diesen hin, mit dem Bemerkten, der Wirt habe nicht wechseln können und den Betrag gleich vom Meister mit abgezogen, er solle sich mit diesem auseinandersetzen.

Karl Hallweber, so hieß der Gehilfe, wurde blutrot und griff häftig nach dem Geldstück, um es einzustecken. Ecllich aber hatte es bereits gesehen, legte rasch die Hand darauf und rief erregt:

„Das ist ja eine Kaiser Friedrich-Münze — woher haben Sie die, Hallweber?“

Der Gehilfe entgegnete schnell geäst, er besitze sie schon lange.

„Seit wann?“

„Seit einigen Wochen.“

„Woher haben Sie selbige?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

Der Malermeister blickte den Gesellen forschend an. Aus den Zügen Hallwebers sprach eine unverkennbare Verführtheit. Seit einigen Wochen schon wollte er das Zweimarkstück besitzen — nun, zu jener Zeit waren diese Münzen mit Kaiser Friedrichs Bildnis noch äußerst gesucht. Der Umstand, daß der Bürsche nicht wissen wollte, von wem er das Geldstück erhalten, erschien daher ebenso seltsam als der, daß er, der ein Bruder Leichtsinns war und immer borgen mußte, ein ganzes Zweimarkstück, für das er noch Aufgeld erhalten konnte, mehrere Wochen lang ungewechselt in der Tasche herumgetragen haben sollte.

Der Meister, überhaupt ein ziemlich kurz angebundener Mann, sagte ihm daher nach einigem Hin- und Herreden auf den Kopf zu, daß dies die Münze sei, die kürzlich an der ihm gestohlenen Summe gefehlt habe.

Hallweber brauste auf, er erwiderte trotzig, es gebe mehr Kaiser Friedrich-Zweimarkstücke in der Welt, dieses hier habe er sich seinerzeit extra beim Wirt zum Anker eingetauscht und dafür 50 Pfennig Aufgeld bezahlt.

Als er am nächsten Morgen seine Leute über ihre verschiedenen Missionen informirte, theilte ihm der Lehrling mit, Hallweber wollte sich heute Abend nach erfolgter Lohnauszahlung davonmachen. Er habe geäußert, er brauche sich nicht zum Diebe machen zu lassen, und da es gerade Lohntag sei, wolle er den Staub der Stadt von den Füßen schütteln. Ecllich sah Gefahr im Verzuge, allerhand sonderbare Ideen waren während der Nacht in ihm aufgestiegen, er begab sich zum Polizei-Inspektor und theilte ihm seine Wahrnehmungen mit. Hallweber, erklärte er, sei ein boshafter Mensch, dem eine niedrige Handlung wohl zuzutrauen sei und der auch seinen Kollegen schon mehrere niederträchtige Streiche gespielt

habe, weshalb er ihn längst entlassen hätte, wenn die Arbeit nicht so drängend gewesen wäre. Der Bürsche habe sich nun anfangs eifrig um Paulines Gunst beworben, sie habe ihn jedoch böß abfallen lassen, und es sei durchaus nicht ausgeschlossen, daß er sich durch eine Schurkerei an ihr gerächt und das Geld in ihrer Kammer versteckt habe. Wie er sich freilich in dessen Besitz zu setzen in der Lage gewesen, begreife er nicht.

Der Inspektor ließ sofort den Gehilfen holen. Anfangs stellte dieser trotzig jede Schuld seinerseits in Abrede, als er jedoch aufgefordert wurde, über die Herkunft der Kaiser Friedrich-Münze authentischen Aufschluß zu geben, verwickelte er sich in Widersprüche und zuletzt gestand er kleinlaut ein, daß er wirklich der Dieb der Geldrolle sei. Er war an jenem Tage nach Hause gekommen, um den Meister wegen der Vollendung einer Arbeit zu fragen. Um den Weg abzukürzen, ging er durch den Garten, dessen hintere Pforte nur eingeklinkt war, und trat an das offene Komptoirfenster, von diesem aus den Meister, den er in seinem Bureau glaubte, zu fragen. Da sah er denn, daß Ecllich nicht anwesend sei, er sah das viele Geld liegen, und Pauline, die eben im Komptoir gewesen, daselbe gerade verlassen. Eine teuflische Gedankenverbindung wurde durch ihren Anblick hervorgerufen. Der nichtswürdige Hallunke gedachte der „dummen Trine“ etwas einzubrocken. Sie sollte aus dem Hause gejagt werden, auf weitere Folgen seiner Schurkerei rechnete er nicht. Er hielt sorgfältig Umschau — niemand bemerkte ihn. Gewandt klettert er in das Zimmer, nahm die ihm zunächst liegende Geldrolle an sich, dann retirirte er eiligst, schlich zur hinteren Gartenpforte wieder hinaus, betrat das Haus des Meisters durch den vorderen, den gewöhnlichen Eingang, schlich die zwei Treppen zu Paulines Kammer hinauf und versteckte das Geld in dem an der Wand hängenden Hute. Das obenaufliegende Kaiser Friedrich-Zweimarkstück, das ihm in die Augen stach, behielt er und setzte ein anderes altes an seine Stelle, da er nicht glaubte, daß der Meister um das Vorhandensein des Zweimarkstücks wisse. Ebenso vorsichtig, wie er gekommen, schlich er wieder hinunter und kehrte zu seiner Arbeit zurück. Hätte ihn jemand gesehen, so konnte immer noch kein Verdacht auf ihn fallen, da sich die Kammer, welche er mit seinem Kollegen bewohnte, ebenfalls oben befand. Als er bald darauf von der Kaiser Friedrich-Münze hörte, wagte er nicht die jeinige auszugeben: erst an jenem Abend, als das genossene Getränk ihn die Dinge leichter ansehen ließ und die lange Zeit die Gefahr ausgelöscht zu haben schien, konnte er, der gern trinken wollte, und kein anderes Geld mehr besaß, der Versuchung, das Geldstück einzuwechseln, nicht widerstehen. An der Thür erst, sodah der Meister das Stück nicht sehen konnte, drückte er es dem Lehrling in die Hand, der würde es gar nicht anschauen und ihm einfach den Uebersehns zurückbringen.

Ein Zufall — oder war es mehr als Zufall? — fügte es, daß der Lehrling das Geldstück zurückbrachte und auf diese seltsame Weise die Anschuld der armen Pauline an den Tag kam. Das unglückliche Mädchen hatte nur aus Furcht vor der Polizei, und weil man sie eingekerkert, ihr falsches Geständnis abgelegt; ihre Vorstrafe ängstigte sie, sie wollte nicht, daß jemand davon erfähre, und fürchtete, wenn man sie zur Polizei bringe, werde diese ihr wegen des früher verübten Eigentumsvergehens keinen Glauben schenken. Natürlich erhielt sie sofort ihre Freiheit zurück und von dem Meister Ecllich eine reichliche Entschädigung, den frivolen Gehilfen aber verurtheilte das Gericht zu der exemplarischen Strafe von 1 Jahr Gefängnis.

Nun sagen Sie selbst, meine Herren: wie hätte nach Lage dieses Falls die Wahrheit an den Tag kommen können, wenn sich nicht der merkwürdige Zufall mit der Kaiser Friedrich-Münze ereignet hätte?“

Nun sagen Sie selbst, meine Herren: wie hätte nach Lage dieses Falls die Wahrheit an den Tag kommen können, wenn sich nicht der merkwürdige Zufall mit der Kaiser Friedrich-Münze ereignet hätte?“